Der Ex-Nazi in der Kita

Jens versucht einen Neuanfang. Doch schafft er, woran die meisten scheitern – sich wirklich zu ändern?

Von Andreas Wenderoth, Reportagen, 01.01.2025

Jeden dritten Tag putzt Jens die Fenster. Die Stadtautobahn, die wenige Meter entfernt auf hohen Betonpfeilern ruht, wird abgerissen und soll in ein paar Jahren unterirdisch verlaufen. Bis dahin wird es staubig sein und laut. Aber was sind schon ein paar Kräne, Bagger und Presslufthämmer gegen die Baustelle *in* ihm? Die grösste Herausforderung in Jens' Leben ist der Abriss seiner Vergangenheit. Die Sanierung seiner Denkmuster. Sein Neubau als Mensch.

Jens lebt in einer Stadt, deren Namen wir nicht nennen wollen. Und auch er heisst, wie alle Protagonistinnen und Protagonisten dieser Geschichte, eigentlich anders. Weil der Verfassungsschutz, dem er viel zu verdanken hat, dazu riet. Weil das erste Treffen noch an einem neutralen Ort stattgefunden hatte und die Einladung in seine Privatwohnung einige Monate später schon ein recht weitgehender Schritt ist. Weil er sein neues Leben nicht durch sein altes gefährden will und keine Berührung wünscht mit den Geistern, die er einst rief.

Natürlich kommen sie trotzdem, meist unangemeldet. Es gibt Lieder, denen er nicht entgehen kann. Läuft im Radio der Beatles-Song *Hey Jude,* flüstert ihm, vermutlich auf ewig, eine gnadenlose Stimme die Coverversion ins Ohr, die sie selbst damals grölten: «Hey Jew, don't tell me lies about gas chambers in Auschwitz ... the new Reich is here, and this time it is for real.» Er findet es widerlich, ihm wird übel davon, aber sein Gehirn entlässt ihn nicht aus der einmal hergestellten Verknüpfung.

Immer noch trägt Jens Schwarz. Zwar hat er inzwischen kein Kampfgewicht

mehr, aber er bleibt jemand, den man auf der Strasse ganz sicher nicht anrempelt. Mächtige Oberarme, ein Kreuz, so breit wie eine Schrankwand. Unter den dichten Augenbrauen ein Blick, dem er bei Bedarf immer noch jede Wärme entziehen kann. In seiner Aura liegt eine dunkle Entschlossenheit, die ihm als Schlagzeuger einer aufstrebenden Classic-Rock-Band sehr zugutekommt. Wenn Jens nicht gerade Dezibel-Schlachten im Übungskeller ausficht, ist er ein zugewandter, aufgeräumt wirkender Mensch, der reflektiert redet und einen sehr schnell für sich einnehmen kann. Und doch wohnt seiner Erscheinung eine Art Restgefahr inne: Das mag an früheren Kampfspuren liegen, die sein Gesicht zieren, Narben und eine mehrfach gebrochene Nase. Er sei sehr froh, sagt Jens, sich seit jener Zeit in der rechten Szene nie wieder geschlagen zu haben. Und wüsste auch nicht, ob er es überhaupt noch könnte. Weil Gewalt in erster Linie eine Sache des Kopfes ist. Und bei ihm dort inzwischen ganz andere Dinge sind.

An der Raufasertapete im Wohnzimmer neben einigen spektakulär düsteren Schallplatten-Covern sorgen frische Bilder aus dem Schwedenurlaub mit seiner Freundin für die wenigen Farbtupfer in seiner Wohnung. Neben dem Schreibtisch ein Bücherregal, exakt zur einen Hälfte mit Fantasy und Science-Fiction besetzt, zur anderen mit Politik und Geschichte. Es blitzen hervor die Buchrücken von *Das Kapital* und *Theorien des Liberalismus,* aber auch: Steven Pinkers *Gewalt* und Matthias Lohres *Das Opfer ist der neue Held,* die ihm bei der Aufarbeitung seiner Vergangenheit wichtig waren. Sein Arbeits- ist gleichzeitig das Hobbyzimmer. Überall Modelle, Farben, Lacke. Ganze Armeen von Fantasy-Figuren hinter Vitrinenglas. Mit 14 hat er damit angefangen, eher nebenbei und als Flucht aus seinem Leben. Mit grösster Akribie baut und lackiert er heute Sagenfiguren und mystische Drachen.

Spiele gehörten für Jens immer dazu, sie waren seine Vorstellung von der Welt, sein Spiegelbild, Wunsch- und manchmal auch Angsttraum: Vor ein paar Jahren hat er in einem Online-Store für fünf Euro ein Remake von *Resident Evil* entdeckt. Ein Horrorspiel, bei dem man Zombies abknallen muss. Obwohl es alles andere als ein kindgerechtes Spiel ist, hat er in viel zu jungen Jahren etliche Tage damit verbracht. Weil er nie gut darin war, etwas zu Ende zu bringen, hat er das eigentliche Ziel immer verfehlt: Nie durfte er das Haus, in dem man gegen die Untoten antreten muss, verlassen. Damals empfand er das Unentrinnbare der Situation als «supergruselig».

Aber in das Remake hat er sich reingekniet. Es fühlte sich unendlich gut an, als er sich aus dem Haus gekämpft hatte, das kurz darauf explodierte. Als hätte er sich in diesem Moment endgültig aus dem Trauma seiner Kindheit befreit.

Jens hat ein sehr gutes Gedächtnis. Und weil viele seiner Kindheitserinnerungen, wie er sagt, mit starken Emotionen und Traumata verknüpft sind, erinnert er erstaunlich viel aus seinen ersten Lebensjahren. Er wächst auf in einem friedlichen 350-Seelen-Dorf nicht weit von der Kreishauptstadt, dessen grösste Attraktion ein Zigarettenautomat ist. Seine Mutter ist Krankenschwester, der Vater ein Klischeebeamter, der über alles haargenau Buch führt. Der planvoll spart und alle drei Jahre ein neues Auto least. Die Ehe hat für den Vater feste Regeln: Wenn er nach Hause kommt, hat die Wohnung gesaugt zu sein und das Essen auf dem Tisch zu stehen. Er ist extrem nachtragend, jähzornig und stets umgeben von einer Aura der Unberechenbarkeit. Zwar ist der Vater bis auf wenige Ausnahmen nicht exzessiv gewalttätig, hält entsprechende Erziehungsmethoden aber für durchaus adäquat: Ohrfeigen und das, was Jens als «normale Schläge» bezeichnet. Schon im Kindergarten fühlt er deshalb immer diese diffuse Angst. Er ist 6 Jahre alt, als er auf den Wunschzettel für den Weihnachtsmann notiert: «Ich wünsche mir, dass Papa in einen Brunnen fällt.» Nicht um ihm Leid zuzufügen, er will einfach, «dass er weg ist».

Auf der anderen Seite eine von chronischem Rheuma geplagte Mutter, die viel verspricht und wenig hält. Und irgendwann Anhängerin von Verschwörungsmythen wird. Als Jens in der dritten Klasse ist, erzählt sie ihm, die Erde sei hohl und in diesem grossen Loch würden Menschen leben, die von Ufos besucht werden. Was ihm damals einen grossen Schrecken einjagt. Obwohl sprunghaft, wenig durchsetzungsstark und leicht zu manipulieren, ist sie auf ihre Weise lieb und verständnisvoll – durchaus mit dem Wunsch, den drei Kindern, zwei Töchtern und Jens, möge es gut gehen. Wobei sie, wie Jens sagt, leider gar kein Verständnis davon gehabt habe, was «gut» ist. Sie bekommt schon mit, dass sie unzuverlässig ist und ihren Kindern dadurch keine Sicherheit gibt, aber statt sich zu bemühen, verlässlicher zu werden, kauft sie Jens für jede Unzuverlässigkeit lieber ein Spiel für die Playstation. Auch fälscht sie die Unterschrift des Vaters, weil sie Briefe von der Schule von ihm fernhalten will, um keinen unnötigen Zorn heraufzubeschwören. Aber der Vater bekommt es natürlich

trotzdem mit. Und ist dann umso wütender.

Ärger mit dem Vater heisst: eine Woche drangsaliert zu werden. Die freundliche Variante: Ich ignoriere dich. Meist aber: Ich schreie dich nur an. Seine Devise: Der Junge muss funktionieren. Seine Methode: maximaler Druck. Er will nicht, dass Jens mit Flecken aus der Schule kommt, also bekommt er eine Schelle, wenn die Hose nicht sauber ist. Und das ist sie fast nie. Als er seinem Vater einmal etwas aus der linken Schrankschublade reichen soll, fragt er: «Wo ist denn links?» Der Vater schlägt ihm auf die rechte Wange und sagt: «Die andere Seite, das ist links!»

Eines der wenigen Dinge, die die Eltern gemeinsam gut hinbekommen, sagt er, ist ihre Scheidung. Die Mutter zieht ins Nachbardorf, der 6-jährige Jens mit der kleineren Schwester zu ihr. Er geniesst die neue Situation als Freifahrtschein: Entweder lungert er bis spätabends irgendwo in der Stadt herum oder schaut bis Mitternacht Wrestling im Sportfernsehen, weil er nun einen Fernseher in seinem Zimmer hat. Jens spielt *Mortal Kombat,* Teil 1, und später noch den wesentlich heftigeren zweiten Teil, bei dem es darum geht, den «Lebensenergiebalken» des Gegners durch gezielte Tritte und Schläge zu reduzieren. In der ersten Klasse noch ein hervorragender Schüler, eskalieren die Dinge bereits in der zweiten: Er macht ein halbes Jahr keine Hausaufgaben mehr und muss die Klasse wiederholen. Auf der anderen Seite wird er ständig Opfer von Gewalt, wird von älteren Jugendlichen, die er mal willentlich, mal versehentlich provoziert, verfolgt und verprügelt. Jens erinnert sich noch genau daran, wie er am Boden die Hände hochreisst und den 14-Jährigen anfleht. Doch der tritt trotzdem zu. Mit voller Wucht. Auf seinen Kopf. Keine schwere Verletzung, aber eine mentale Narbe bleibt. Und die Vorstellung, dass Gewalt und Angst immer dazugehören. Und man mit ihnen umgehen muss. Heute, da er begonnen hat, sein Leben in einer tiefenpsychologischen Therapie aufzuarbeiten, ist ihm klargeworden, dass die Angst in ihrer frühkindlichen Prägung bleibt wie ein Fussabdruck. Bis heute hat er häufig Angst, meist vage und ohne jeden Anlass, «einfach, weil mein Körper programmiert ist auf diesen Zustand». Er liegt dann im Bett und versucht Gründe für seine Angst zu finden. «Es ist, als gäbe es irgendein grosses Problem, und man hat es vergessen.» Er geht dann sein aktuelles Leben durch und hakt im Geiste hintereinander alle infrage kommenden Bereiche ab: «Muss ich noch eine Rechnung bezahlen? Habe ich Ärger mit irgendwem?»

Als sie damals erneut umziehen, ist Jens immer noch Aussenseiter und hat keinen einzigen Freund. Neu ist, dass er jetzt anderen Ärger bereitet. Regelmässig im Unterricht stört und Mitschüler drangsaliert. Weil auch seine Noten in der vierten Klasse in den Keller gehen, zieht sein Vater die Notbremse und holt seinen inzwischen 11-jährigen Sohn zu sich. Er ersinnt einen Tagesablauf, in dem für Jens keine Freizeit mehr vorgesehen ist: Nach Schule und Mittagessen sofort Hausaufgaben, die vom Vater oder der älteren Schwester kontrolliert werden. Danach gibt es Übungsdiktate. Und Zeit fürs Lernen. Nach dem Abendbrot hat Jens eine Stunde für sich, fernsehen ist jedoch verboten. Um 20 Uhr wird gemeinsam die *Tagesschau* geguckt, über die Jens gleich im Anschluss einen Bericht schreiben muss. Danach darf er ins Bett.

Etwa eineinhalb Jahre geht das so. Tatsächlich werden Jens' Noten vorübergehend besser. Aber wann immer es geht, versucht er sich dem Vater zu entziehen. Beginnt sich in Fantasy und Science-Fiction zu vergraben. *Star Wars, Warhammer* und Marvel-Superhelden bilden seine Gegenwelt zur väterlichen Herrschaft. Doch mit den Hausaufgaben bleibt es schwer: Setzt er sich allein mit dem Schreibheft hin, klappt ihm die Konzentration sofort weg. Zu voll der Kopf mit all dem Druck und der permanenten Angst. Der Schlaf ist jetzt die einzige Zeit, in der er Ruhe findet. Die meisten Leute können nicht schlafen, wenn sie Probleme haben. Bei Jens ist es bis heute genau umgekehrt: je grösser die Probleme, desto tiefer der Schlaf. An den Wochenenden bei seiner Mutter kann er wieder machen, was er will. Aber was eigentlich will der kleine dicke Junge, der nichts kann und weder weiss, wer er ist, noch was er sein könnte? Er erhofft sich Antworten von der Musik. Um ihn herum hören sie jetzt alle Deutschrap und Hip-Hop, ihn aber sprechen nur harte Gitarrenriffs an, möglichst «krass und extrem»: «Ich wollte nicht nur so mitschunkeln, das musste auch schon weh tun irgendwie.»

Gegen seinen Willen schleppt ihn sein Vater zum Schwimmverein. In der Umkleidekabine wird er von anderen Jungen angepöbelt. Aber irgendwann geht er gerne hin, weil er den Sport mag – und sich körperlich verändert. In den nächsten zwei Jahren nimmt Jens erheblich ab. Trotzdem, und ohne es zu wollen, wie er sagt, gerät er immer öfter in Schlägereien. Gewalt, wie sich Jens erinnert, prägt bereits seine Kindheit und frühe Jugend. Er ist damals zwar schon ziemlich gross, aber nicht stark, auch fehlt

ihm die Hemmungslosigkeit, um brutal und schnell zuzuschlagen. Noch ist er vor allem: das Opfer. Als er wieder einmal von einem älteren Schüler verprügelt wird, erwächst aus seiner Verzweiflung über die eigene Hilflosigkeit eine tiefe Wut. Abends sitzt er auf dem Sofa und ekelt sich vor sich selbst. Schon in der Grundschulzeit hatte er depressive Phasen, aber jetzt, mit 14, wird es zum ersten Mal akut. So viel hatte sich in ihm aufgestaut, sagt Jens heute, dass nur eine sehr deutliche Intervention Schlimmeres vielleicht noch hätte verhindern können. Aber weil es sie nicht gibt, ist sein Weg nun vorgezeichnet: „Ab da war es nur noch eine Frage der Zeit, was mich als erstes findet."

Es ist die rechte Szene, die nach ihm greift.

Im Politik-Unterricht auf der Realschule reden sie über rechtsextreme Gewalt. Bei ihm bleibt vor allem hängen: «Ah, krass, vor denen haben die Leute also Angst?» Vielleicht könnte er sich so Respekt verschafffen. Mit ihnen wäre er auch nicht mehr allein. In ihren Schulbüchern sind Auszüge rechtsextremer Liedtexte. Ein gefundenes Fressen für jemanden, der nach Härte in der Musik sucht. Jens sagt, er sei noch nicht in einem Alter gewesen, das grosse Ganze zu begreifen, ihm habe die politische Reife gefehlt, die Grausamkeit hinter den Texten zu verstehen. Aber es ist so extrem. Irgendwie fühlt es sich gut an.

Er liest Raymond Cartiers Standardgeschichtswerk *Der Zweite Weltkrieg,* vor allem die strategischen Beschreibungen packen ihn. Auch schaut er viele Dokus zum Thema, blendet den erzieherischen Aspekt aber einfach aus. Was Guido Knopp sagt, interessiert ihn nicht die Bohne. Jens lässt ausschliesslich die Kraft der Bilder auf sich wirken. Und Liedtexte hat er bisher ausschliesslich im Schulbuch gelesen, die eigentliche Musik kennt er noch gar nicht. Ausgerechnet eine Wanderausstellung des Verfassungsschutzes über die rechte Szene, die an die Schule kommt, ändert dies: Es gibt eine Säule mit Kopfhörern, an der man sich die Musik anhören kann. Die Ausstellung will zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus anleiten, im Fall des 14-jährigen Jens bewirkt sie das Gegenteil. Als er nach Hause geht, hat er eine Musikliste im Kopf, die er sich im Internet herunterladen will. Was heute sehr schnell geht, dauerte damals noch mitunter ein ganzes Wochenende. „Landser", „Kraftschlag", „Störkraft" und „Stahlgewitter" heißen die Bands, die ihn nun inspirieren. Die Rohlinge beschriftet er vorsichtshalber mit falschen Bandnamen oder

gar nicht. Und auch wenn er die Musik, damit andere davon nichts mitbekommen, zunächst nur mit Kopfhörern hört: «Ein Stück weit hat man sich dann auch stärker gefühlt.» Es ist eine Macht, die ihm zuwächst.

Wenn Jens über diese Zeit redet, wechselt er manchmal übergangslos die Sprache. Springt vom Jugendslang («irgendwie», «krass», «echt») in die Warte der soziologischen Deutung, die er sich in der Auseinandersetzung mit sich selbst und aus vielen Büchern angeeignet hat. Jede Radikalisierung, sagt Jens zum Beispiel, gehe mit einem Abbrechen der Brücken zum Rest der Gesellschaft einher. Sie finde nie auf der ideologischen, sondern stets auf einer sozialen Ebene statt. Die Ideologie werde nur angefügt, um das eigene Verhalten erklärbar zu machen. «Meistens fängt es damit an, dass du eine feine Linie zwischen dir und den anderen ziehst. Und aus dieser Linie, grob in den Sand gezeichnet, wird irgendwann ein kleiner Graben. Noch ein bisschen weiter ausgebuddelt, wird er zur tiefen Schlucht, die jeden Kontakt zueinander unmöglich macht.»

Etwa zeitgleich zur Ausstellung des Verfassungsschutzes wandert damals eine grosse Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg durch viele deutsche Städte. Die rechte Szene läuft Sturm dagegen, die Jugendorganisation der damaligen NPD druckt Aufkleber, auf denen steht: «Mein Opa war kein Verbrecher.» Eine Parole, die Jens sofort «wahnsinnig schnittig» findet. Natürlich weiss er, dass es keine Sympathiebekundung ist, sondern eine politische Provokation, als er eines Tages in der Schule laut ruft: «Ja, mein Opa war kein Verbrecher!» Der Direktor, sagt Jens, habe ihn zusammengefaltet. Und auch sein Lehrer. Keine Einladung zur Reflexion, kein «Junge, was machst du denn für einen Scheiss?». Für Jens ist das diese erste Linie im Sand.

Wenn sie den Nazi haben wollen, können sie ihn bekommen, denkt er sich. Wobei er da noch nie einen richtigen kennengelernt hat. Im Winter, bevor er 15 wird, sieht er abends am Bahnhof einen jungen Skinhead etwa in seinem Alter. Er überwindet sich und spricht ihn an. Der andere heisst Max. Weil Jens noch kein Handy hat, schreibt er dem Skin die Handynummer seiner Mutter auf. «Melde dich doch mal bei mir.» Aber Max meldet sich nicht. Und Jens ist traurig, weil ihm nie etwas gelingt. Erst Wochen später trifft er ihn zufällig wieder. «Du hast mir die Nummer falsch aufgeschrieben, ich

konnte mich nicht bei dir melden!», sagt Max, der in der Fussgängerzone unterwegs ist, mit acht Kumpels, die er jetzt alle zu einer Hausparty in seinen Keller einlädt. «Du feierst mit uns!», sagt einer aus der Gruppe zu Jens. Und der ist geflasht, denn so etwas hat noch nie jemand zu ihm gesagt.

Keiner von ihnen ist älter als 16. Und ausser Max trägt auch niemand Stiefel und Bomberjacke. Jens, eben noch am Boden und ganz allein, rennt nun mit seinen neuen Kumpels durch die Kleinstadt und möchte im Hochgefühl einer nie gekannten Gemeinschaft die Welt umarmen. In Max' Keller hören sie Rechtsrock, saufen Met aus einem mittelalterlichen Trinkhorn und fangen an «rumzuhitlern», wie Jens es nennt, wenn sie den rechten Arm heben. «Hier gehöre ich hin», sagt er sich, betrunken und glücklich. Natürlich haben sie vage politische Vorstellungen, begreifen sich schon irgendwie als «rechts» und sagen Dinge, die Jens heute als «widerlich» betrachtet. Aber politisch gefestigt sind sie noch lange nicht. Es ist ihre Aufwärmphase. Jens, die Haare bald deutlich kürzer, kauft sich gebrauchte Stiefel und bekommt eine aufgeplusterte Maurerjacke, die am rechten Ärmel eine schwarz-weiss-rote Fahne ziert. Die Klamotten lagert er bei der Mutter. In der Schule wahrt er den Schein und kleidet sich weiterhin ganz normal. Er ist jetzt Wochenend-Nazi.

An der Marktkirche in einer Kneipe, die als rechter Treffpunkt bekannt ist, stossen sie vor dunkel gebeiztem Holz auf rumlungernde Kleingruppen aus anderen Stadtteilen. In der Stadt gibt es damals noch eine Kameradschaft, die geführt wird, eigentlich untypisch, von einer Frau: Mareike. Eines Abends sitzt sie in der Kneipe direkt neben Jens. Eine raumgreifende Erscheinung, etwa doppelt so alt wie er. Brünett, mit Feather-Cut, ausrasierter Nacken, nach vorne dann immer länger. Der damals typische Haarschnitt für Frauen in der Szene. Jens imponiert ihr, weil er mehr über Musik weiss als die meisten in ihrer Kameradschaft. Mareike ist beeindruckt: Wenn sich jemand so dahinterklemmt, muss ihm die Sache ernst sein. Zu seinem 16. Geburtstag schenkt sie ihm eine in Deutschland verbotene Rechtsrock-CD. Mehr Ehre geht nicht. Im titelgebenden Song heisst es: «Kamerad, was immer nun auch werde, steh zur deutschen Erde. Und bleibe wurzelnd stark, sei deutsch bis in das Mark. Kämpfe, blute, werbe für dein höchstes Erbe.»

Immer mehr tröpfelt die Ideologie nun in ihn hinein. Und auch der Gegner wird

klarer: alles, was links ist oder so aussieht. Irgendwann hat sich ein harter Kern herauskristallisiert. Max, Philipp, Edgar, Christian. Und Sputnik, der eigentlich einen polnischen Namen hat, den sich aber niemand merken kann. Zusammen erobern sie die Stadt. Jens hat das Gefühl einer grossen Freiheit. Fühlt sich akzeptiert und muss gar nicht viel dafür tun. Ausser ein paar Ansichten zur Schau zu stellen und die richtige Musik zu kennen. Eigentlich ist es furchtbar einfach.

Als ihre Kneipe plötzlich schliesst, gibt es keinen Ort mehr für sie. Also gehen sie auf öffentliche Plätze, treffen sich in der Fussgängerzone. Meist sind sie zu zehnt, und jedes Mal kommen 20 oder 30 andere Jugendliche hinzu, die offen sind für ihre Angebote. Es ist gar nicht schwer, Leute, die Rock hören, zum Rechtsrock zu bringen. Man muss sie nur ein bisschen anschärfen. Außerdem haben die anderen Mädchn dabei, was bei ihnen so gut wie nie vorkommt. Ihr Unterstützerfeld wächst. Sie haben jetzt Sympathisanten. Und für den Bedarfsfall auch Rückzugsräume.

Die Gruppe gerät in Bewegung, als Sputnik aussteigt und zur Antifa überläuft. Ergibt es Sinn, dass sie weitermachen wie bisher? Sie sind jetzt 16, 17, in einem Alter, in dem man sich langsam Gedanken machen muss, wo man mal hinwill. Ganz übermächtig steht die Frage im Raum: Wie wird man denn jetzt erwachsen? Zunächst einmal ist die Antwort, dass die Gruppe zerbricht. Jeder geht seiner Wege.

In der neunten Klasse bleibt Jens erneut sitzen. Aber danach geschieht Erstaunliches: Zum ersten Mal in seinem Leben integriert er sich ins neue Klassengefüge. Immer noch ist er Aussenseiter, aber er wird respektiert. Vielleicht, weil er zwei Jahre älter ist als die anderen. Und körperlich eine imposante Erscheinung. Es ist jetzt fast alles da, um mit seinem alten Leben zu brechen. Und doch reicht es nicht.

Er macht seinen Realschulabschluss. Weil es ihm nicht gelingt, einen Ausbildungsplatz zu finden, meldet er sich für eine weiterführende Berufsschule an. Er ist jetzt 18 und kann sich die Entschuldigungen endlich selbst schreiben. Manchmal treffen sie sich vor der Schule auf dem Spielplatz zum Saufen und gehen betrunken in die dritte Stunde. Meist aber schwänzt er vollständig. Es gibt auch andere Rechtsextreme an der Schule. Jens sieht keinen Grund mehr, sich zu verstecken: Das erste Mal tritt er ganz selbstbewusst als Nazi auf.

Zur Fussball-WM 2006 in Deutschland finden die Reste ihrer Gruppe wieder zusammen. Man trifft sich in der Bahnhofskneipe zum Eröffnungsspiel. Sie sind älter geworden und sehen anders aus, aber die Chemie stimmt noch. Sie fragen sich: Wie können wir in dieser Stadt Machtansprüche stellen und auch aktivistisch werden? Bei Jens ist damals, wie er sagt, «kräftig Druck auf dem Kessel». Ab jetzt sucht er aktiv Gewalt. Genau genommen: Linke, die man verprügeln kann. Obwohl stramm rassistisch, legen sie sich mit Ausländern in der Regel nicht an. Was an den Mehrheitsverhältnissen in der Stadt liegt. Man kann ja schlecht was gegen Albaner sagen, wenn sie die härtesten Jungs der organisierten Kriminalität sind. Ihr neuer Treffpunkt ist ein Pizza-Imbiss in der Markthalle, die von einem Türken betrieben wird. Den finden sie in Ordnung, weil er den Judenhass mit ihnen teilt. Als der Pizza-Imbiss nach einer Schlägerei schliessen muss, finden sie bald eine neue Abendkneipe. Der dicke Manfred, selbst knochenharter Nazi, stellt ihnen immer einen Topf Spaghetti hin. Und ihre Musik ganz laut.

Schräg gegenüber gibt es einen Rockclub mit vielen Jugendlichen, die sie aus der Fussgängerzone kennen. Sie haben jetzt eine Kneipe, in der sich rechte Manpower und Schlagkraft zusammenschweisst, und diesen Club, in dem, abrufbereit, die Sympathisantenszene rumhängt. «Jedes Wochenende sind wir durch die Innenstadt patrouilliert und haben einfach wahllos alles verdroschen, was nach Linken aussah.» Lange ist Jens von den Kameraden damit aufgezogen worden, dass er nicht richtig zuschlagen kann, aber inzwischen hat er sich alle Hemmungen abtrainiert. Hat mit Kickboxen angefangen und eine Statur, die zum Fürchten ist. Jens wird die treibende Kraft hinter der rechten Gewaltwelle, die nun in die Innenstadt schwappt. Im Hochgefühl der ihnen zugewachsenen Macht erschaffen sie etwas, das Jens «einen Angsttraum für andere» nennt.

Dies gipfelt darin, dass Antifaschisten, Punks und andere «Linke», die Opfer ihrer Gewalt geworden sind, zu einem Gegenschlag ausholen. Mit 20 Mann stürmen sie in T-Shirts, auf denen «Nazi-Hunter» steht, herein. «Wäre an normalen Tagen schon keine gute Idee gewesen», sagt Jens. Aber an diesem Tag haben sie auch noch Besuch aus einem Nachbarlandkreis und aus Dortmund. «War natürlich der Sargnagel für die.» Sie prügeln die Angreifer regelrecht aus dem Club heraus, jagen sie – und geben ihnen in

der Innenstadt den Rest.

Die Vergangenheit ist für Jens im Wesentlichen verorene Zeit. Wenn andere an ihre Jugend denken, können sie von Abenteuern erzählen, von romantischen Begegnungen oder tollen Reisen. Theoretisch kann Jens das auch: «Wir waren ja auch mal irgendwo grillen oder am See», sagt er. Aber diese Erinnerungen haben stets einen Anhang, den er nicht öffnen möchte. Sie sind vergiftet, liegen im Spam-Ordner seiner Persönlichkeit. Und können doch nicht gelöscht werden.

Am Anfang geht es ihm bei den Schlägereien darum, sich zu beweisen. Nicht mehr Opfer zu sein, sondern machtvoller Täter. Wichtig ist die eigene Erzählung, die er von sich und der Gruppe hat. Dass das Zuschlagen einem politischen Zweck dient, dass es politische Gewalt ist, also eine moralisch überlegene Form. Dass sie sich gegen den Feind richtet: Weil die anderen uns bekämpfen, müssen *wir* stärker zuhauen. Jens prügelt sich, wann immer es geht. Der Puls schnellt in die Höhe, das Sichtfeld engt sich ein, die Wahrnehmung verzerrt wie im Alkoholrausch. Erst der Adrenalinsturm, dann die Endorphine. Mit steigendem Kontrollverlust kann er sich immer weniger an Details erinnern. Er verspürt keinen Schmerz, und der des anderen interessiert ihn nicht. Er sei brutal gewesen, aber niemand, der auf jemanden einprügelt, der sich nicht mehr wehrt. Er will nur, dass man Angst vor ihm hat.

Sie verkörpern jetzt das neue rechte Organisations-Ideal: Nach dem Verbot der Freiheitlichen Deutschen Arbeiterpartei (FAP) und anderer nationalistischer Kleinstparteien bereits Mitte der neunziger Jahre hatte sich die rechtsextreme Szene dezentral in Freien Kameradschaften organisiert. Kleine Zellen, alles informell, damit im Falle eines Verbots auch möglichst nur kleine Strukturen zerschlagen werden. Die Weiterentwicklung dieses Modells sind die Autonomen Nationalisten. Nie mehr als 20, 25 Mann. Keine offiziellen Mitglieder, keine offiziellen Treffen. Man ist nicht greifbar, hat aber einen Markennamen, unter dem man bei Bedarf auftreten kann. Die Jungs um Jens sind eine solche Gruppe. Und sie sind politischer geworden. Es geht nicht mehr ums Saufen, sondern ums Nüchternsein. Auf Nazidemonstrationen laufen sie im schwarzen Block. Besetzen klassische linke Themen. Kapitalismuskritik. Sie sind gegen Globalisierung. Gegen Überfremdung. Gegen Juden sowieso. Ganz locker mal fürs Tierwohl und gegen das Schächten, weil man damit auch Muslime diskriminieren kann.

Sie hängen Transparente auf, verteilen Sticker und Flugblätter. Und träumen von einem Vierten Reich.

Durch einen Antifa-Flyer im Dorf seines Vaters geoutet, zieht Jens, weil er hier jetzt «verbrannt» ist, nun ganz zu seiner Mutter. Als er mit der Berufsschule fertig ist, wird er zur Bundeswehr eingezogen. Doch er ist nicht dafür gemacht, Soldat zu sein. So merkwürdig es ist: Er begeistert sich für ein autoritäres, extrem hierarchisches Weltbild. Und kann selbst überhaupt nicht mit Autoritäten. Nach seiner Bundeswehrzeit bewegt er sich wieder auf vertrautem Terrain: Nachdem sich die alte Kameradschaft in seiner Stadt aufgelöst hat, gibt die Gruppe um Jens nun den rechten Ton an. Er hat zwar, wie er sagt, keine Befehlsgewalt, aber nachdem Max aussteigt, bildet Jens das Zentrum der Gruppe, um das sich alles dreht. Er ist jetzt der «Vorturner». Silvester 2008 feiern sie zusammen mit Autonomen Nationalisten aus anderen Städten in einer Kneipe, in der jedes Getränk nur einen Euro kostet. Die Feier wird von der Polizei aufgelöst. Weil sie sich wehren, «kriegen sie richtig die Jacke voll». Die polizeilichen Prügel sind für die Gruppe eine Art Ritterschlag.

Er muss für drei Wochen in den Jugendknast, weil er, noch vor seinem 18. Lebensjahr, bei einer seiner Prügelattacken aufgeflogen war. Und zunehmend kommen auch sonst Zweifel in ihm auf. Neidisch guckt er auf die Linken, die mit ganzen Bibliotheken von wirtschaftspolitischen Schriften munitioniert sind. Sie aber haben bloss Muskeln und tumbe Sprüche und müssen den Linken sogar ihre antikapitalistischen Parolen klauen. Sie träumen von Machtergreifung, aber was für eine Welt wollen sie schaffen? Mit welchem Personal würden sie ihren Staat machen? Und wer würde dann überhaupt Führer werden? Sein innerer Abschied zieht sich über Jahre. Immer weniger glaubt er an das, was er erzählt. Herrenmenschen wollen sie sein, eine kämpfende Elite mit Vorbildcharakter, aber wenn Jens sich seine Gruppe anschaut, sieht er vor allem: gescheiterte Existenzen. Er selbst ist schon 20 und hat keinerlei Perspektive. Bekommt Geld von seiner Mutter, macht ab und zu Aushilfsjobs, bei denen er wie der letzte Dreck behandelt wird. Aber ist er das nicht auch?

Jens ist zu Gast in Dortmund und spricht mit den Köpfen der dortigen Autonomen Nationalisten, die bundesweit sehr einflussreich sind. Und groß. Als es darum geht, was man mit den vielen Mitgliedern der demokratischen Parteien nach einer rechten Machtübernahme anstellt, schlägt Jens „Umerziehung“ vor. Die Dortmunder aber sagen: „Quatsch, die kommen halt ins KZ. Logisch, was willste mit denen sonst machen?“ Mit den sechs Millionen habe man das doch auch ganz gut hinbekommen. Jens hat bis dahin viele unappetitliche KZ-Witze gemacht, aber in diesem Kreis will niemand schockieren, sie meinen es völlig ernst. Als reale Option.

Wenig später, als sie im Bus mit Dortmunder Kameraden zur 1.-Mai-Demo nach Hamburg fahren, sagt einer von ihnen: „Wenn man sich Linke schnappt, muss man sie immer in den Pulk reinziehen, wo es möglichst unübersichtlich ist. Weil, wenn man die tot tritt, kann man das niemandem einzeln zuordnen.“ Auch dieser Satz wirkt in ihm nach. „Bei allem, was ich damals an echt widerlichen Gedanken hatte – ich war ja Rassist, Antisemit und Nazi – hatte ich für mich selbst immer noch das Gefühl, irgendwie auf der guten Seite zu stehen.“ Auf einmal ist er sich nicht mehr sicher. Mehrere Leute, die er gut kennt, und deren Wege ähnlich verliefen wie seiner, steigen jetzt aus der Szene aus. Öffentlich, mit Fernsehinterviews. Unkenntlich gemacht, aber alle wissen, wer es ist. Einer von ihnen schreibt Jens: „Mach es doch auch!“

Und dann geht es plötzlich ganz schnell. 2008 gibt er einem Online-Journal unter falschem Namen ein Interview. Er weiss, wenn er durch Zufall auf der Strasse jemandem begegnet, wird ihm nichts passieren, denn er steht, wie er sagt, «am oberen Ende der Nahrungskette». Trotzdem ist ein Ausstieg immer gefährlich. Kurz nach der Veröffentlichung läuft sein SMS-Postfach voll, die Szene weiss sofort, wer sich von ihr abwendet, trotz Anonymisierung. «Pass auf, wir kommen zu dir!», liest er dort. Nachts gehen Anrufe mit unterdrückter Nummer ein; wenn er abhebt, meldet sich keiner. Im Internet stehen wenig schmeichelhafte Dinge über ihn. Er sitzt abends allein in seinem Zimmer, hat mit allen gebrochen, kann nirgends hin. In ihm ist nur noch eine grosse Leere. Zum ersten Mal überlegt er, sich umzubringen, und recherchiert, wie man das möglichst schmerzfrei anstellt.

Jens hat kein Bild von der adrenalinarmen politischen Mitte, kennt nur die äusseren Enden. Weil er wenigstens irgendwo zu Hause sein möchte, versucht er

kurzfristig in der linksextremen Szene anzudocken. Es gibt ein paar Gespräche, aber das Misstrauen ist unüberbrückbar. Er bekommt ein Jobangebot als Verkäufer in einem Spielwarenladen und zieht zu zwei anderen Aussteigern. Sie bilden jetzt eine WG von Ex-Nazis, die linke Sprüche machen. Dabei würden sie alle drei ganz dringend nur Ruhe und Abstand benötigen, denkt Jens. Nach einem halben Jahr ist der Versuch zu Ende. Und er keinen Schritt weiter. Wieder zieht er bei seiner Mutter ein.

Er ist jetzt 21. Da erinnert er sich an einen Hooligan, den er vor einiger Zeit mal kennengelernt hat. Warum nicht seine Kernkompetenz nutzen und sich ein bisschen Restanerkennung holen? Sie treffen sich in einem Restaurant. Der andere hat noch jemanden mitgebracht. Sie fragen Jens nach seiner Motivation. Ob er wirklich Bock darauf hat? Ob er weiss, wie so etwas abläuft? Jens kommt es vor wie ein Vorstellungsgespräch. Am Ende scheinen sie zufrieden. Sie würden ihn anrufen, sagen sie. Wenig später ist es so weit: «Am Wochenende haben wir ein Ackermatch», verkündet die Stimme am Telefon und nennt den Treffpunkt für den verabredeten Kampf gegen andere Hooligans: ein Parkplatz zwischen Stadion und Eisenbahnlinie, ummauert, nicht einsehbar. Am frühen Morgen fahren sie von dort in ihren Privat-PKW zu einem Waldstück in der Nähe der Autobahn. Die anderen, das sind: Kleinkriminelle, Kampfsportler, harte, durchtrainierte Männer. Bei den Nazis war er der gewaltigste, hier ist er nur einer von vielen.

Jens' Premiere ist ein relativ grosses Match: Normalerweise kommen 12 bis 15 Leute pro Seite, aber dieses Mal sind es fast 30. Die Gegenseite verspätet sich. Einige nehmen Koks oder machen lockere Sprüche, um sich hochzupeitschen, andere gehen ganz in sich und reden jetzt überhaupt nicht mehr. Man bandagiert sich die Hände, dehnt sich, macht sich warm. Wangenknochen, Augenbrauen, Nase und Kinn werden mit Vaseline eingeschmiert, der Mundschutz kommt erst zum Schluss. Auf ein Signal hin stellen sich die beiden Gruppen in Viereckformation auf. In Fünferreihen hintereinander gehen sie wie zwei römische Legionen aufeinander zu. Die Hand auf der Schulter des Vordermannes. Es ist nicht wie bei einer Kneipenschlägerei, bei der man sich vielleicht noch irgendwie rauswinden kann. Hier kann sich niemand verstecken. Jens ist in der ersten Reihe. «Du bist gross, du bist schwer», haben sie ihm erklärt. «Bist ja das erste Mal dabei, kannst dich gleich ein bisschen beweisen.» Als Jens die

gegnerische erste Reihe sieht, jetzt nur noch wenige Meter von ihm entfernt, wird ihm kurzfristig mulmig: Solche Kampfmaschinen hat er in seinem Leben noch nie gesehen.

Mit kurzem Anlauf springen sie mit ausgestreckten Beinen in die anderen hinein. Im Idealfall fällt nun die gegnerische erste Reihe nach hinten, die Formation bricht auf, und die eigenen hinteren Reihen können mit Tempo durchlaufen. Das Problem dabei nur: Die anderen machen es ganz genauso. Was folgt, ist pures Chaos. Schläge und Tritte auf Autopilot. Männer, die wie Dominosteine der Reihe nach umfallen. Dieser Orkan dauert maximal 30 Sekunden. Das wenige, an das Jens sich aus seinem ersten Kampf erinnert: dass er den Durchbruch schafft, durch die gesamte gegnerische Formation läuft und bei der Kehrtwende auf einen Hünen in abgerissenem T-Shirt trifft. Dessen muskulöse Brust, die ein mächtiger Tigerkopf ziert, sieht aus, als hätte man Stahlplatten draufgenietet. Im Vorüberrennen gibt ihm Jens eine mit. Dann gehen auch bei ihm die Lichter aus. Irgendjemand hat ihn von links erwischt.

Immer wenn sie von den Matches nach Hause fahren, fühlt sich Jens eigenartig gelöst und erfüllt von grosser innerer Ruhe – ganz unabhängig vom Ergebnis. Es gibt keine direkte Würdigung von den anderen, denn die meisten haben nur einen sehr kurzen Ausschnitt des Kampfes miterlebt. Die Anerkennung besteht darin, dabei gewesen zu sein. Sagen zu können: Wir haben das gemeinsam durchgestanden. Im Film *Fightclub* mit Brad Pitt und Edward Norton, den viele von ihnen gesehen haben, heisst es: «Nach einer Schlägerei war kein Problem gelöst, aber es war auch nichts mehr von Bedeutung.» Natürlich flaut das Gefühl zum Abend hin wieder ab, und ausserdem schmerzt nun der ganze Körper. Und doch sind der Rausch des Adrenalins und die kurzfristige Entspannung danach etwas, das nach Wiederholung verlangt.

Erst viel später wird Jens klar werden, dass Gewalt immer ein Bumerang ist. Zwar kann er jetzt immer schneller und härter zuschlagen, aber die Verrohung wendet sich auch gegen ihn selbst: in Form von Depressionen. Jens kann morgens nicht mehr aufstehen. Fühlt sich leer, niedergeschlagen, wattig und stumpf. Mit Mühe rafft er sich alle sechs bis acht Wochen auf zu einem Ackerkampf. Besser, es tut weh, als wenn man gar nichts spürt. Sein «Ausstieg» ist gründlich in die Hose gegangen. Die Gewalt ist geblieben, sogar noch brutaler geworden, und in seinem Kopf sieht es auch nicht besser aus als zuvor. Ausstieg, muss er lernen, heisst mehr als auf Rechtsrock zu verzichten,

nicht mehr die alten Leute zu treffen oder Klamotten zu tragen, die eine bestimmte Gesinnung ausdrücken. Es geht vor allem um eingeprobte Denkmuster, die man nicht einfach ablegen kann. Noch nicht.

Viele ehemalige Klassenkameraden sind jetzt schon mit der Ausbildung fertig. Wollen mit der Freundin zusammenziehen, bauen ein Haus, planen ihre Zukunft. Er hat einige gescheiterte Kurzbeziehungen hinter sich, Affären, so etwas wie eine Lebenspartnerin ist nicht in Sicht. Die Hooligan-Szene, eine Ansammlung überwiegend sehr kalter Menschen, die ausschliesslich dafür trainieren, um andere «fertigzumachen», liefert ihm kaum mehr Anerkennung. Anders als bei den Neonazis, als man in Kneipen Stress suchte, wenn der Druck rausmusste, geht es bei den Hools um eine Gewalt, die in sich sehr bösartig ist. Eine «maligne Form von Gewalt», wie Jens es heute nennt. Kein Ventil mehr, sondern extrem gerichtet: Man will Menschen «einfach weh tun».

In einer Kneipe stellen er und seine Hools eine verfeindete Gruppe. Einer, der zwei Bierpullen in den Gesässtaschen hat, kommt auf Jens zu, zieht eine Flasche und will ihm damit ins Gesicht schlagen. Aber Jens trifft zuerst. Der Gegner stürzt auf die andere Flasche, die sich in seinen Rücken bohrt, sitzt in seiner Blutlache und weint wie ein Kind. Jens' Leben ist jetzt nur noch eine episodenhafte Aneinanderreihung von Gewaltexzessen und Rausch. Aber zu Freundschaften innerhalb ihrer Kampfzweckgemeinschaft reicht es nicht. «Zur Freundschaft gehört ja auch ein tieferes Verständnis für den anderen.» Sie aber haben noch nicht einmal ein tieferes Verständnis von sich selbst. Jegliche Empathie verkümmert. Versunken in der Gewalt. Entmenschlicht.

Vielleicht kann man von Glück sprechen, dass auch diese Gruppe zerbricht. Ihr Chef sitzt in Untersuchungshaft, und die Leistungen auf dem Acker stimmen schon lange nicht mehr. Mental baut Jens immer stärker ab. Irgendwann zieht er die Reissleine und verkündet: «Ich bin jetzt raus!» Wenigstens das ist einfacher als bei den Nazis: Man muss sich nicht rechtfertigen, sagt einfach, dass man nicht mehr kommt. Weil er nicht weiss, was er tun soll, besucht er seinen Freund Max, der inzwischen in einer anderen Stadt studiert, und gerät volltrunken in eine Kneipenschlägerei, bei der ihm zum zweiten Mal die Nase gebrochen wird. Auch rammt ihm jemand eine abgebrochene Bierflasche in den Arm. Dabei wird eine Arterie getroffen, und Jens verliert so viel

Blut, dass er noch im Krankenwagen ohnmächtig wird. Später wird der Arzt zu ihm sagen: «Wäre das Krankenhaus eine Viertelstunde weiter weg gewesen, wärst du mit Sicherheit verblutet.» Ein Satz, der Jens Angst macht. Als er am nächsten Tag mit einem dicken Gipsverband entlassen wird, geht er noch einmal an den Ort der Schlägerei zurück und betrachtet lange die riesige Blutlache, die sich in den Beton eingefressen hat. Und weiss, dass er in seinem Leben etwas ändern muss.

Im Frühjahr 2016 ist Jens zwar schon seit fünf Jahren aus der rechten Szene raus, aber nichts in ihm ist wirklich abgeschlossen. Er kommt aus einer jahrelangen Rauschphase, die auch ein Horrortrip war, und versucht Ruhe in seinem Kopf herzustellen. Eine Zeitlang zieht er sich ins Private zurück. Versucht sich in verschiedenen Beziehungen, die meistens kompliziert und wenig nachhaltig sind. Bis er beim Umzug eines Kumpels dessen Schwester Eva kennenlernt. Jens sagt, er habe in dieser Zeit viel an Entwicklung nachholen müssen. Eva hilft ihm dabei, gibt ihm die Möglichkeit «nachzureifen», wie er es nennt, erwachsen zu werden. Auch ein soziales Umfeld baut sich allmählich wieder auf. Nur berufsmässig bekommt Jens immer noch nichts auf die Reihe. Seine Vergangenheit wie eine Gräte, die sich in seinem Hals verkantet hat. Manchmal glaubt er daran zu ersticken.

Vielleicht, denkt er, könnte man damit etwas Sinnvolles tun. Er überlegt, ehrenamtlich über seine Erfahrungen zu reden. Aber das ist schwerer als angenommen. Über Eva erhält er einen Kontakt zu einer Hochschule. Da sagt man ihm, man habe schlechte Erfahrungen gemacht mit Aussteigern. Weil sie oft wieder zurückrutschten. Oder durch ihre Persönlichkeitsstruktur trotz des Ausstiegs eine Zusammenarbeit unmöglich machten. Dass es wünschenswert sei, dies extern abklären zu lassen. Wenig später kommt der Anruf. Eine junge Frau schlägt ihm einen Treffpunkt in der Innenstadt vor. Als Jens gerade ansetzen will zu erklären, woran man ihn am besten erkenne, unterbricht sie ihn: «Wir wissen, wie du aussiehst.» Ein Satz, von dem er sich im Nachhinein fragt, wieso er ihm nicht gleich stärker aufgestossen ist. Aber damals denkt er nicht länger darüber nach.

An einem regnerischen Frühjahrstag sitzen sie sich in einem Café gegenüber. Die Frau, die sich als Beate vorstellt, hat noch einen Kollegen mitgebracht. Sie fragen ihn, was in seinem Leben gerade passiert. Wo es hapert. Sie sitzen schon recht lange

zusammen, und Jens weiss immer noch nicht, mit wem er es zu tun hat. «Von welchem Verein seid ihr eigentlich?», fragt er schliesslich. «Vom Innenministerium», antworten sie. Sie arbeiten für ein staatliches Ausstiegsprogramm des Verfassungsschutzes. Zwar hat Jens damals schon wieder «ein etwas versöhnlicheres Verhältnis zum Staat und seinen Institutionen», trotzdem ist da ein gehöriges Misstrauen, der Gedanke: Die werden dir nichts schenken. In der Vergangenheit hatte er schon ein paar Kontakte zu Ausstiegshilfen aus dem politisch eher linken Milieu und immer recht schnell den Eindruck, die wollten ihn abmelken: Namen, Adressen, Informationen.

Doch diese beiden scheinen anders zu sein. Irgendwann kommt das Gespräch auf seine Tätowierungen, die er gern loswerden würde – keine Nazisymbole, aber gewaltverherrlichende Sprüche und der Schriftzug seiner Hooligan-Gruppe. Beate sagt: «Da können wir dir eventuell helfen.» Bei einem der nächsten Treffen wird es konkreter. Jeden Monat ein schmerzhafter Termin. Eine Stunde Fahrt hin, eine zurück, mehrstündige Termine vor Ort. Beate sitzt dabei, während die Tattoos überstochen werden. Da lernt man sich kennen. In ihrem Fall: schätzen. Heute sitzt sie in Socken bei ihm zu Hause auf dem Sofa. Was für ihre Vertrautheit spricht, aber auch für seinen Ordnungs- und Sauberkeitsfimmel, nicht nur wegen der staubenden Baustelle vor dem Fenster. Er serviert türkischen Apfeltee, Beate hat Blechkuchen mitgebracht. Dass er mal Streuselkuchen vom Verfassungsschutz bekommt, hätte er sich nie träumen lassen. Der Staat, den er zerschlagen wollte, hat ihm die Hand gereicht, und er hat sie ergriffen.

Beates Job ist es, Menschen wie Jens eine zweite Chance zu verschaffen. Dafür ist sie praktisch durchgehend erreichbar und hat, wie sie sagt, den grossen Luxus, dass ihre Begleitung zeitlich nicht begrenzt ist. Die ausgebildete Kriminologin, die sich schon immer dafür interessierte, warum jemand einen bestimmten Lebensweg einschlägt – «Niemand ist von Geburt an Nazi!» –, hat eine hohe Meinung vom heutigen Jens und attestiert ihm eine unübliche Reife. Schätzt an ihm, dass er ein gutes Herz habe, sehr reflektiert sei, sich selbst fordere. Und viel wisse: «Wenn man über irgendein Buch oder einen Film redet, Jens hat es immer schon gesehen oder gelesen.» Stets betont sie, dass er alles selbst erreicht habe. «Wir haben da vielleicht ein wenig Optimismus reingebracht und das eine oder andere angestossen. Aber nicht mehr.» Jens findet, dass sie ihre Rolle viel zu klein macht. Ohne sie wäre er jetzt nicht dort, wo er ist. Im Grunde

hat er Beate sein neues Leben zu verdanken.

Unangenehme, für ihn beschämende Dinge kommen damals auf den Tisch, als er mit ihr spricht. Aber das erste Mal hat er in ihr jemanden, der sich wirklich in der Szene auskennt. Er muss nicht viel erklären, sie versteht sofort. Natürlich gab es auch in seinem Umfeld Menschen, denen er seine Biografie anvertraut hat, aber meistens war *er* es dann, der sie emotional auffangen musste. Mit Beate ist es anders. Er spürt ein ehrliches Interesse an ihm und seiner Zukunft. Nach einem Jahr vertraut er ihr. Und es ergibt sich eine erste Gelegenheit für einen Vortrag. In einer riesigen Aula haben sich gleich drei Jahrgänge der Schule versammelt. Natürlich sei es etwas anderes, sagt Jens, wenn man über den gerade gewonnenen Nobelpreis sprechen darf als über eine schambesetzte Zeit, die keinen Applaus verdient. Er bekommt ihn trotzdem. Als es vorbei ist, sagt die Lehrerin, es sei noch nie so still gewesen während eines Vortrags.

Irgendwann fragt ihn Beate nach seinen Berufsvorstellungen. Er möchte etwas im sozialen Bereich tun, antwortet Jens. Es wäre auch eine kleine Wiedergutmachung an der Gesellschaft. Das Problem ist nur: Er glaubt nicht daran, dass er es schafft. Schwieriger Lebenslauf, vorbestraft, er hält sich für unvermittelbar. Es ist Beate, die ihn darin bestärkt, es trotzdem zu versuchen. Sie hilft praktisch, telefoniert, klappert Schulen für ihn ab. Aber es ist nicht einfach: Wer Erzieher werden möchte, muss sich zunächst zwei Jahre zum sozialpädagogischen Assistenten ausbilden lassen, erst nach erfolgreicher Kitaphase kann er sich für die höheren Altersklassen in Hort, stationärer Jugendhilfe oder Schule qualifizieren.

Eine einzige Schule meldet sich. Sie sagen: «Wir gucken dich hier mal an. Aber damit eins gleich klar ist: Bevor du hier zum Gespräch erscheinst, musst du schon einen Kindergartenplatz haben.» Jens weiss nicht, wie er das Bewerbungsschreiben für die Kita aufsetzen soll. Schreibt er die dunklen Teile seiner Vita gleich zu Beginn und riskiert damit, keine Chance zu bekommen, einen persönlichen Eindruck zu hinterlassen? Oder setzt er sie ganz an den Schluss, wo man seinen Umgang damit vielleicht als zu beiläufig empfinden könnte? Schliesslich schreibt er gar nichts, macht einfach telefonisch einen Termin aus und bringt seinen Lebenslauf mit. Lange unterhält er sich mit der Gruppenleiterin und ist die ganze Zeit auf dem Sprung, ihr reinen Wein einzuschenken, aber irgendwie ergibt es sich nie.

Und auf einmal sind sie schon im Abschlussgespräch, und die Gruppenleiterin sagt: «Dann melden wir uns nochmal wegen dem ersten Tag und so weiter ...» Jens fragt unsicher nach: «Nehmt ihr mich?» Sie: «Wir nehmen dich!» Jens sieht in Gedanken bereits alles zerfallen, als er nun ansetzt: «Oh, na dann müssen wir nochmal über was reden ...» Als er fertig ist, schaut die Frau ihn eine Weile an. Dann sagt sie: «Ich hab auch schon mal mit jungen Menschen gearbeitet, die mit Drogenkriminalität zu tun hatten, und da hab ich gelernt, denen muss man ja auch irgendwie nochmal ’ne Chance geben.» Jens: «Also bleibt das so? Sie nehmen mich?» «Ja! Man sieht ja, wie gut Sie mit den Kindern umgehen. Und ist ja auch schon lange her.» Kurz danach spricht er auch noch mit der Kitaleiterin, die ebenfalls tiefenentspannt ist. Nur einmal sagt sie: «Aber bei uns sind viele ausländische Kinder, das ist kein Problem, ja?» «Nee», sagt Jens. Und damit hat er den Ausbildungsplatz. Er kann es nicht fassen.

Als er seine Ausbildung anfängt, ist er fast doppelt so alt wie die meisten Mitstudierenden. Aber es macht ihm Spass, und das Lernen fällt ihm nicht schwer. Im zweiten Jahr gibt es allerdings ein Problem: Grosse Personalnot, niemand fühlt sich für Jens verantwortlich, niemand sagt ihm, was er zu tun hat. Seine Leistungen lassen nach. Wieder ist es Beate, die ihn beruhigt, auffängt und sagt: «Ey, alles gut, wir kriegen das irgendwie geregelt.» Es ist schön für ihn und auch neu, dass jemand so an ihn glaubt. Die Wogen an der Schule glätten sich. Und irgendwann, als es schon auf seine Abschlussprüfung zugeht, ruft ihn seine Praxisanleiterin an und macht etwas, womit er niemals gerechnet hätte. Sie entschuldigt sich dafür, dass sie ihn im Regen haben stehen lassen: «Jens, das war unser Fehler. Ich habe mich da nicht gut benommen.»

Bis zu dem Zeitpunkt, als Jens sich zum Schulsprecher wählen lässt, hat er ganz bewusst nicht über seine Vergangenheit gesprochen. Auch weil Beate ihm davon abgeraten hatte. Doch jetzt muss und will sich Jens in der Schülervertretung erklären. Er sagt: «Wenn es jemanden gibt, der sich damit nicht wohlfühlt, gebe ich den Posten ab.» Einstimmig spricht ihm die Vertretung der Schülerinnen und Schüler das Vertrauen aus.

Beate freut sich über jeden einzelnen seiner Schritte, die immer grösser und sicherer werden. Fünf Jahre hat sie ihn begleitet, ihm über Hürden geholfen und ihn bei Problemen unterstützt, als er sie im letzten Jahr seiner Ausbildung vorsichtig fragt, wie lange sie sich noch sehen werden. Längst sind die Abstände grösser geworden, und auch

der Charakter ihrer Treffen hat sich verändert, die Themen weniger schwer und dringlich. Manchmal fragt sie ihn nur noch: «Wie läuft's?» Und unter dem Strich lautet die Antwort nun auffällig oft: Eigentlich gar nicht schlecht. Gemeinsam beschliessen sie, nach dem Ende seiner Ausbildung würden sie sich nicht mehr sehen. Jedenfalls nicht mehr so. Als in der Pandemie seine Mutter stirbt und Jens in eine Depression fällt, ist sie noch einmal für ihn da.

Familie ist für Jens bis heute ein schwieriges Terrain. Die Beziehung zu seinen Schwestern ist früh eingeschlafen. Die ältere zog aus, als er 12 war. Die jüngere war fast immer genervt von ihm. Heute ist ihr Leben zu verschieden von seinem. Noch komplizierter ist es mit seinem Vater, den er drei-, viermal im Jahr sieht. Dann hilft er im Garten, oder sie gehen was essen. Reden ausschliesslich über Belangloses. Wie es dem Hund geht. Wo der Fussballverein steht. Jens scheut die Konfrontation. Zwar hegt er die Hoffnung, dass der Vater versteht, was er damals gemacht hat. Aber auch die Sorge, dass er es nicht versteht und nie verstehen wird. Mit Yvonne, seiner neuen Freundin, mit der er ein Jahr zusammen ist, hat er einen Glücksgriff getan. Manchmal ist es ihm schon fast unangenehm, wie sehr sie bewundert, dass er sein Leben noch hinbekommen hat. Aber sie bringt auch das kognitive Rüstzeug mit. Yvonne ist Diplompsychologin, was die Sache für ihn oft erleichtert. Weil er nicht viel erklären muss, wenn er wieder mal in eine depressive Episode fällt. Oder sich zurückzieht, weil er Dinge manchmal zu schnell persönlich nimmt.

Lange hat Jens einen grossen Bogen um die Politik gemacht. Aber der Aufstieg der AfD löst auch in ihm etwas aus. Er merkt, die in Teilen rechtsextreme Partei operiert mit Denkmustern, die ihm vertraut sind: antidemokratischer Kern, sprachliche Hetze, völkisch-rassistische Ideologie. Politik war für ihn bis dahin immer nur etwas Abstraktes, Metapolitisches, etwas in Ideologien Gedachtes: Träume von Revolutionen und Systeme, die am Ende vielleicht nur in der Fantasy-Welt seines Spielfigurenregals funktionieren. Auf einmal aber wird es für ihn spannend zu entdecken, dass es auch eine reale Politik gibt, die greifbar ist, die er mitgestalten kann.

Wie andere auf eine spirituelle Reise gehen, tritt er ab 2015 eine grosse politische Reise an. Liest im Selbststudium die wichtigen theoretischen Werke ganz verschiedener politischer Denkrichtungen. Zunächst hält er sich für konservativ. Weil er immer noch

das Bild hat vom ordnenden Staat, der die Dinge durchsetzen muss. Aber dann stellt er fest, dass er es eindeutig nicht ist. Und Freiheit zum zentralen Begriff für ihn wird. In John Stuart Mills *On Liberty* fasziniert ihn «das schöne Menschenbild» und die Forderung, anderen niemals eigene Überzeugungen aufzudrängen. Vielleicht naheliegend, sagt Jens, dass jemand, der einer kollektivistischen Ideologie folgte und dessen Bezug immer die Gruppe war, sich nun einem individualistischen Weltbild zuwendet. Der Liberalismus ist die Antithese zu seiner Vergangenheit.

Irgendwann geht er einfach mal zu den Jungen Liberalen. Er engagiert sich in Landesarbeitskreisen, fährt auf Kongresse. Lernt, wie praktische Politik funktioniert, und tritt bald auch in die Mutterpartei ein. Er ist ein guter Debattenredner und hat den Ruf, Anträge auch durchzubringen. In seiner ersten Rede setzt er sich gegen eine Formulierung eines Antrags ein, er weiss gar nicht mehr genau, worum es ging, nur dass er sich mit seiner Position praktisch gegen den Landesvorsitzenden stellt. Und damit durchkommt. Vielleicht könnte er etwas werden in der Politik – aber das möchte er gar nicht. Viel wichtiger ist ihm sein Job als Erzieher. Im nächsten Jahr will er ein berufsbegleitendes Studium der sozialen Arbeit nachschieben, weil sich damit auch Leitungspositionen für ihn eröffnen. Und ist dabei in seinem Element, denn wer wüsste darüber mehr als er.

Die meisten grossen Brocken in seinem Leben hat er beiseitegeräumt, es sind die kleinen, die manchmal immer noch herumliegen und über die er stolpert, wenn er es am wenigsten erwartet. Als er vor einigen Monaten auf einer proisraelischen Kundgebung ist, spricht ihn ein ihm unbekannter Mann an: «Was gibt dir das Recht, hier zu sein?» In früheren Zeiten hätte Jens ihn dafür wohl krankenhausreif geschlagen. Aber jetzt ist er Erzieher und Anhänger der liberalen Philosophie John Stuart Mills, die dazu auffordert, stets auch die Beweggründe des Anderen verstehen zu wollen. Also sagt er: «Du kannst der Meinung sein, dass ich hier nicht hingehöre. Aber wenn, dann mach es anständig. Oder lass es.» Sie reden einige Augenblicke, und der andere deutet an, dass er einmal unter ihm «gelitten» habe. Unter Jens haben viele gelitten, deshalb kann er sich nicht an jeden erinnern. Aber jeder Einzelne tut ihm leid. Er bietet dem Mann eine Entschuldigung an.

Sie geben sich die Hand.